

2  
Juli 1845  
Meber

die Herrlichkeit und Ehre der Wissenschaft

und

ihre Gedeihen in unserm Vaterlande.

---

Rede

an die Studirenden

der

Ludwigs - Maximilians - Universität

gehalten

beim Antritte seines Rektorates

von

Georg Phillips.

---

München,

Druck der Dr. C. Wolff'schen Buchdruckerei.

1845.

# Die Herrlichkeit und Ehre der Wissenschaft

## Ihr Gebieter in unserm Vaterlande

1781

an die Studierenden

1781

### Lehrwörter - Zusammenfassung - Zusammenfassung

1781

beim Statute dieses Instituts

1781

Georg Philipp

1781

Dr. Georg Philipp

1781

Eine zweckmäßige Ordnung ist es und ein löblicher Brauch, daß der jedesmalige Rector unserer Universität bei dem Antritte seines Amtes die Studirenden in einer Rede begrüßt. — Dieß zu thun ist ganz dem Berufe dessen gemäß, welcher selbst aus der Mitte der Lehrer hervorgegangen und mit diesem Amte bekleidet, seine höchste Pflicht darin zu erkennen hat, durch belehrendes Wort und erspriessliche That für das Wohl der Universität und deren Zweck: die Wissenschaft — zu wirken. — Nach ihren verschiedenen Zweigen wird diese das ganze Jahr hindurch von den einzelnen Lehrern Einzelnen verkündet; denn Jeder sammelt seine Schaar um sich, den Gegenstand sie lehrend, zu dessen gründlicher Erforschung ihn sein Beruf geführt. Da ist er heimisch, da ist er selbst der Meister und Schüchternheit hemmt seine Rede nicht. — Aber nur einmal im Jahr versammelt sich die ganze Universität, auf daß das gesammte Lehramt durch den Mund eines Einzelnen zu Allen spreche. Da ist's ein Andres; wen hier die Pflicht der Rede trifft, der muß den heimathlichen Boden seiner Wissenschaft verlassen und scheiden aus dem Kreise vertrauter Schüler! Sein Wort zu hören, sammelt sich die Vollzahl aller Fakultätsgenossen und von den Meistern selbst umringt, soll er eine Sprache reden für Jeden gleich verständlich, gleich belehrend.

Wenn ich dieß bedenke, so fühl' ich auch die ganze Schwere meiner Pflicht und ein sehr natürliches Zagen ergreift mich, wenn ich — an Beredsamkeit der Letzte — als Erster reden soll. Das Talent, die Gedankenfülle, die Gelehrsamkeit derer, die vor mir von dieser Stätte sprachen, die Würde der Versammlung und des Ortes, die Schwierigkeit, daß das gegebene Thema: von den Universitätsgesetzen schon so oft besprochen, die Unmöglichkeit: Neues, wenn auch Geringses nur, zu sagen — kurz Alles, Alles schreckt

mich ab. Allein die Pflicht gebeut und die Freude, Sie, geliebte akademische Freunde, hier willkommen zu heißen, hebt zwar meine Sorge nicht, jedoch den Widerstand.

Ich wende mich daher, der Vorschrift folgend, dem obgedachten Thema zu; nicht aber will ich reden von dem, was das Gesetz verbietet, auch von den Strafen nicht, die es verhängt. Ich achte Sie zu sehr und setze auf das Edle in des Menschen Brust ein zu festes Vertrauen, als daß ich nicht lieber dem Drange meines Herzens folgen sollte, und meine Rede darauf lenken, was aller akademischen Gesetze Endzweck und Ziel ist, auf die Wissenschaft. Zu diesem Zweck besteht die Universität; diesem Zweck haben ihr Leben die Lehrer gewidmet und wenn meine Rede an Sie, m. akad. Fr. sich richtet, so huldige ich damit auch nicht einer bloßen Form. Sie sind in Bezug auf das Gedeih'n der Wissenschaft nicht Neben- sondern Haupt-Personen; mit uns sind Sie zu gleichem Zwecke da, nur die Art der Thätigkeit, für ihn zu wirken, ist verschieden. Nicht in uns allein ruht das Lebensprinzip der Universität, auch Sie sind und sollen es seyn: Lebende Glieder dieser Corporation. Zwischen Ihnen und uns soll daher ein inniges Zusammenwirken seyn; was aus dem Geiste kommt, soll zu dem Geiste dringen, was aus dem Herzen kommt, soll mit dem Herzen aufgenommen werden. So auch diese meine Worte; nicht bloß zu Ihnen, sondern für Sie, nicht für Andre, nicht für die große Welt, Nein, für Sie sind sie aus der Fülle des Gefühls gesprochen.

Erwarten Sie daher auch nicht einen Vortrag von mir, durch welchen die Wissenschaft als solcher bereichert würde; einen größeren Dienst, als durch irgend eine tiefsinnige Forschung oder glückliche Entdeckung — wenn anders mir dieß möglich wäre — möchte ich in meiner gegenwärtigen Stellung der Wissenschaft zu leisten glauben, wenn es mir gelänge, durch meine Worte ihr Herzen zu gewinnen. — Und so gestatten Sie mir, mein Thema enger dahin zu fassen, daß ich rede von der Herrlichkeit und Ehre der Wissenschaft. Schildern will ich ihre Schönheit und Würde, ihre Reize und ihre Freuden und daraus entnehmen, welchen hohen Werth die Wissenschaft für Sie habe, und wieviel Grund in ihr selbst liege, daß Sie mit Eifer Sich ihr zuwenden. Dann aber will ich Ihnen zeigen, welche eine große Bedeutung Sie für das Gedeihen der Wissenschaft in unserm Vaterlande haben. — Damit ist vielleicht ein Gegenstand gefunden, der dem Gemüthe junger Männer zusagt und darum Ihnen, m. akad. Fr., zu hören nicht unangenehm seyn möchte. Sie aber, ehrwürdige Väter, werden im Stillen daran denken, wie groß Ihre Würde ist und auf welche Höhe der Ehre die Wissenschaft Sie emporgehoben hat.

Von der Herrlichkeit und Ehre der Wissenschaft und von ihrem hohen Werthe für Sie, m. akad. Fr., habe ich zuvörderst reden wollen. Durch das Bild ihrer Erhabenheit und Würde, habe ich Sie, indem ich Ihnen eine Reihe Ihnen vorzugsweise bekannter historischer Thatsachen vorzuführen gedenke, zur Treue in dem ruhmvollen Dienste dieser Herrin ermuntern wollen. Indem ich Sie aber dazu auffordere, was thue ich mehr, als der Soldat, welcher seine Commilitonen zur Tapferkeit anfeuert und ihnen die Gerechtigkeit der Sache, für die sie streiten, vor Augen stellt. An der Pflicht zum Kampfe wird nicht mehr gezweifelt, denn Alle haben den Eid der Treue geschworen. Und so rede ich auch Sie mit dem freundlich akademischen Ausdrucke an: meine lieben Commilitonen! wir haben Alle zu Einer Fahne geschworen, durch Ihr Handgelübde haben Sie Sich für den ritterlichen Dienst der Wissenschaft verpflichtet, Sich unter das Panier dieser Königin, der Tochter der Wahrheit geschaart. — Sie haben die Jahre erreicht, wo nach unserer Vorfahren Sitte, die Jünglinge an den Altären der Götter, um für diese zu streiten, mit dem Schwerte umgürtet wurden; Sie haben das Alter erreicht, wo nach späterem Brauch die Knappen Rittern sich anschlossen und mit ihnen hinaus in den Kampf zogen, um dereinst ritterlicher Ehre theilhaftig zu werden. So haben auch Sie die Schwertleite an dem Altare der Wissenschaft empfangen und sind hinausgetreten auf das weite Gefilde der Erkenntniß, um in dem Dienste für jene zur Ritterwürde emporzusteigen. —

Aber die Wissenschaft zieht nicht einem Feldherrn gleich, der seinen Ruhm nur sucht, in den Kampf hinaus, um mit gewaltigen Heeren, mit Feuer, Hunger und Schwert die Völker unter ihre Gewalt zu bringen. Sie sucht den Ruhm der Ihrigen, sie will zerbrechen die Sklavenketten der Unwissenheit und des Irrthums; ihre Herrschaft unterscheidet sich, wie Plato sagt, von jeder andern dadurch, daß freiwillig die Menschen ihr sich unterwerfen. — Gerade darin hat sie etwas wahrhaft Königliches; sie gebietet und ihr wird gehorcht; sie herrscht über Land und Meer, über den Erdkreis herrscht sie, denn nirgend kann ihr eine Gränze gezogen, nie ein Markstein gesetzt werden. Alles zieht sie in ihr Bereich und bewahrt, was sie erworben und jede große That wird ohne sie vergessen. — Alle Trophäen, welche Helden in ihren Kämpfen errungen, alle Monumente von Erz und Stein, dem Andenken großer Männer von der dankbaren Nachwelt errichtet, sie werden von dem Zahn der Zeit zernagt und zerfallen in Staub und Asche. Für die Belebung patriotischen Gefühles, als Zeugen für die Gesinnung derer, die sie errichtet, als Schöpfungen der Kunst, haben solche Denkmäler auch in ihrem zeitlichen Bestand gar ho-

hen Werth. Allein sie dauern nicht; wer nicht ohne sie in dem Andenken der Nachwelt lebt, wird von ihr in den Strom der Vergessenheit versenkt. —

Achtzehn Jahrhunderte hat Hermann, der Befreier Deutschlands, im Grabe geruht, kein Denkmal zeigte die Stätte, aber Tacitus hat sein Gedächniß bewahrt und gefeiert ward es in den Gesängen des Volkes. — Solches fühlte an eines andern Helden Grabe der große König Macedoniens: „O glücklicher Achill“, rief Alexander aus, „der du einen Homer, als Herold deiner tapfern Thaten gefunden“. „Und er hatte Recht; denn wäre nicht die Ilias da“, die uns den Zorn des Peleiden besungen, „derselbe Hügel, welcher seinen Leichnam deckte, hätte auch seinen Namen verschüttet.“ „Denn ohne das Licht der Wissenschaft lägen“ — mit Cicero weiter zu reden — „alle großen Beispiele der Vorzeit in Finsterniß. Wie viele Bilder der ausgezeichnetsten Männer, nicht zum Anschauen bloß, sondern zur Nachahmung, haben die griechischen und lateinischen Schriftsteller uns hinterlassen.“ — Und fand Alexander auch keinen Homer, der ihn besang, so giebt doch nur die Wissenschaft ein Zeugniß seiner Macht. Sein Reich, es ist dahin! dahin der Assyrier, Babylonier, Perser, ja der Römer Macht! zertrümmert der Imperatoren Allgewalt, vor welcher der Erdfreis zitterte. Nichts mehr besteht davon, als was der Griffel der Geschichte aufgezeichnet. —

Doch nein! von Neuem ist ja das Kaiserthum erstanden, als auf des Frankenkönigs Haupt der dritte Leo die Krone gesetzt und jubelnd das römische Volk den Imperator begrüßt. Welch neue Lebenskraft, welch neue viel höhere Bedeutung gewinnt, von deutschen Fürsten ausgeübt, das kaiserliche Amt. Welch strahlender Glanz umgiebt die Ottonen, welch Ansehen die Kaiser fränkischen Stammes, welche Macht die Hohenstaufen. Ja, als seit dem ersten Krönungstag das tausendste Jahr sich vollendet, bestand das Kaiserthum! — Besteht es noch? Nein, schon seit Decennien gehört es nur der Geschichte an; sie allein hat aus den Trümmern sein Bildniß gerettet, und malet es in treuen Farben nun der Nachwelt aus. — Wenn wir an ihrer Hand die Reihe der Kaiser sinnend betrachten, da kehret unwillkürlich das Aug zu Karl, dem großen Karl zurück. Er, den jeder Frühling nach gehaltenem Mayfeld in das Getümmel der Schlachten hinausgeführt, Er, der Langobarden und Sachsen, Avarn, Slaven und Mauren bezwang, und unter den Kriegshelden der Ersten Einer ist, ist noch aus anderem Grunde uns vorzüglich werth. Denn Er, begeistert für die Wissenschaft, erkennend ihre Würde, selbst ihr dienend, hat sich dadurch weit höhern Ruhm errungen, daß er der Erzieher der ihm von Gott anvertrauten Völker gewor-

den. Ihm dankt Deutschland Großes an seiner Bildung und stolz dürfen wir, den Wäl-  
schen gegenüber, ausrufen: Der Mann gehört uns an!

Den Kaiser zu sehen, von seinem Heerlager umringt, oder in dem Glanze seines  
Hofes, kamen aus fernen Gegenden der Gesandten Viele, doch schöner zu schauen war der  
ergraute Kriegsheld im Kreise der Gelehrten, im Zwiegespräch mit Alcuin. Wahrlich er  
hätte in seiner Weise verdient, was zu Augustus Zeit Dir, Du Stern von Padua, zu  
Theil geworden. —

Nicht das goldstrahlende Kapitol, nicht die Herrlichkeit der Tempel, die Schönheit  
nicht der Säulenhallen, Thermen und Amphitheater, nicht der Weltruhm der ewigen Stadt  
führte den für die Wissenschaft begeisterten Gaditaner nach Rom. Doch wollte er viel-  
leicht den Kaiser schau'n in seiner Pracht, oder den römischen Senat, von welchem nur  
der eine Vorstellung haben kann, der sich als eine Versammlung von Königen ihn denkt?!  
Nein, er kam um Titus Livius zu sehen und fröhlich eilte er, nachdem er ihn erblickt,  
ins Vaterland zurück. Das ist die Allgewalt der Wissenschaft; prophetisch hatte Jener  
es erkannt, daß Rom in aller seiner Herrlichkeit vergänglich, des Livius Werk in alle  
Zeit beständig sey. — Wie viele kamen nach Athen, um Plato nur zu sehen — doch  
was weilen wir im Alterthume, weist ja die neuere Zeit, nicht nur das Gleiche, mehr noch  
auf. Kein unbekannter Mann von den Säulen des Herkules kommend war es, der  
zu dem deutschen Dichtersfürsten eilte, um den Tag zu feiern, der ihm das Leben gab;  
ein erhabener König war's, der seine Musenstadt, den Wallfahrtsort für die Jünger der  
Wissenschaft und Kunst, verließ, um Göthe zu begrüßen. Doch da wars der eignen tief-  
fühlenden Brust innere Begeisterung und wir verstehen dieß, aber kaum vermögen wir's zu  
fassen, wie, grausamen Andenkens, selbst der Tyrann von Syracus nicht Anstand nahm, die  
Rosse des Wagens, auf welchem Griechenlands Weisheit thronte, zu lenken.

Was soll ich da noch sagen von Pompejus, welcher der wissenschaftlichen Größe des  
Posidonius huldigte, was von Cäsar, der nirgend der Zweite seyn wollte, der aber den-  
noch, mit Cicero sich vergleichend, für größer es erachtete, die Gränzen römischen Geistes  
und römischer Sprache erweitert zu haben, als die der Republik. Das sagte Cäsar, der  
Eroberer einer halben Welt! — Doch größerer Triumph noch ward Cicero über ihn zu  
Theil: Nichts vermochte Cäsars Haß gegen Ligarius zu besiegen, als aber Cicero für  
diesen zu reden begann, ward Jener wunderbar bewegt; sein Antlitz wechselte die Farbe  
und Jeder sah, wie zur Verzeihung er sich neigte. Als aber Cicero mit malerischem  
Wort das Bild der Schlacht von Pharsalus vor seiner Seele ihm entwarf, da zitterte der

Sieger an allen Gliedern und versöhnt reicht' er dem Feinde die Hand. — So kostete es dem großen Redner auch nur wenig Worte, um Archias, dem Dichter, das bestrittne Bürgerrecht zu wahren und die ernstern Richter hörten freudig staunend Cicero's Lobgesang der Wissenschaft.

Doch genug der Beispiele! ich will nicht reden von den Millionen, die Aristoteles als die Leuchte der Weisheit verehrt; ich will schweigen von dem ganzen Sternenhimmel, dem während des Mittelalters die Sonne der Wissenschaft den Glanz verlieh. Ruft ja doch die Kirche, welche die Unwissenheit schon bei den Layen für unerträglich hält, dem zu Weisenden mit dem Propheten die Worte zu: „Weil du die Wissenschaft von dir gestossen, stoße ich dich zurück, auf daß du nicht meines Priesterthumes theilhaftig werdest.“ — Ja, in Wahrheit, wird sie nicht verehrt, so ist's ein sicheres Zeichen eindringender Barbarei! Wird sie hinweggenommen, so ist's als ob die Sonne am Himmel erlöscht. Dann deckt Finsterniß die Erde und nur die unterirdischen Feuer der Leidenschaften glühen. Barbaren sind stets die Völker gewesen, welche die Wissenschaft verachtet, Tyrannen die Fürsten, welche sie verfolgt. Ein Caligula war's, der die unsterblichen Gesänge Homers und Virgils verbrennen, ein Domitian, der die Gelehrten aus Rom vertreiben ließ, ein Ricinius, der die Wissenschaften für Gift erklärte und für Pest. Was aber haben diese Elenden Andres, als den Fluch der Nachwelt auf sich geladen. Einen Verrath an der menschlichen Würde haben sie begangen, bewußt oder instinctmäßig haben sie und andre Tyrannen, gerade in der Wissenschaft die Kraft zerstören wollen, welche nächst der Religion dem Menschen die größte innere Macht verleiht, den Charakter festigt und bildet und das Herz dem Bösen entfremdet.

Wenden wir uns von ihnen hinweg und lassen wir statt ihrer die von ihnen gebannte Wissenschaft in all ihrer Lieblichkeit vor unsere Blicke treten; in ihrem Glanze haben wir sie geschaut, möge sie uns auch mit ihren Freuden, ihrem Troste erscheinen. Freilich tritt sie nicht, wie Xenophon sie beschreibt, uns körperlich entgegen, aber dennoch wird sie mit den Augen des Geistes geschaut, in dem Herzen ihre Stimme vernommen. Lieblich spricht sie zu uns; sie verheißt uns die köstlichste Nahrung für den Hunger, den sie erweckt, die süßeste Labung für den Durst, den sie erregt, sie verspricht uns den Frieden des Herzens für unsre Mühe und herrlichen Lohn für die treue Erfüllung der Pflicht. — Sollten wir sie nicht lieben? sie nicht bewundern? für sie nicht in aller Weise streiten? —

O wie viele Stunden müßte ich reden, wollte ich, auf die einzelnen Zweige der



Wissenschaft eingehend — die derselben auf eine wunderbare Weise verwandt sind — nur ihre Reize schildern. Ist ja doch die Wissenschaft die treue Begleiterin des Menschen; „sie treibt die Jugend an, sie erquickt das Alter, sie erfreuet im Glück, im Unglück bietet sie Zuflucht und Trost, sie ergötzet daheim und störet nicht auswärts, sie wachet mit uns, sie reiset mit uns, und verweilet mit uns in der Stille des Landlebens.“ Freude und Trost findet Plinius in der Wissenschaft. Nichts ist ihm „freudiger als sie, Nichts so traurig, was durch sie nicht gemindert würde.“ Diesen Trost fühlte Cicero, als seine Tochter ihm gestorben, das empfand Boethius, als er verläumdet ins Exil gewandert, ja Dionysius, der zu Corinth Grammatik lehrte, fand darin einen Ersatz für den verlorenen Thron. Die Wissenschaft erhebt den Menschen über die Sorgen des Lebens, denn wer den Olympus ersteigt, hat die Gewitter zu seinen Füßen!

Wenn so die Wissenschaft den Schmerz verschucht und die Sorgen verbannt, da wäre wohl thöricht die Behauptung, mit ihr vertrüge sich nicht ein heitrer Sinn. Wer war heitrer, denn Plato? begegnete er Solchen, die nach Athen sich begaben, um dort den großen Weltweisen zu sehen, da schloß er ihnen sich an und statt des Philosophen bewunderten sie den heitern Genossen. — Freude will die Wissenschaft bringen und will, daß man ihr mit frohem Sinn sich widme; was die Heiterkeit verschucht, will auch sie entfernt wissen. Darum will sie, darum fordert sie, daß man das Böse meide und sie selbst ist die beste Hülfe dagegen. Jede Stunde, ihr geschenkt, ist darin ein Gewinn, denn mit nützlicher Arbeit wird dem Bösen der Zutritt gewehrt und je mehr Zeit man ihr widmet, desto lieber schenkt man ihr. — Wie süß kann die Kammer werden, welche ihren Bewohner emsig an der Arbeit sah, wie lieb die Lampe, deren Docht nicht unnütz, sondern im Dienste der Wissenschaft sich verzehrte, wie werth das Buch, aus dem man Schönes nur und Nützliches gelernt, wie verehrt der Lehrer, dessen Wort den Geist geweckt und die Liebe zur Wissenschaft entzündet hat. „Wer will ihn tadeln den Mann, wer mit Recht es ihm verargen, daß er so viele Zeit auf die Wissenschaft verwendet, als Andere für ihre Geschäfte, Festspiele und andere Lustbarkeiten, für die Ruhe ihres Gemüthes und ihres Leibes Pflege gebrauchen, Andere für Gelage und Würfelspiel vergeuden?“ Das sey ferne von dem, der selbst die Wissenschaft zur Führerin durch's Leben sich erkohren. Von ihm wird erwartet, daß er ihre Würde und Erhabenheit erkannt und sich ihr in einer solchen Gesinnung gewidmet habe, welche ihn in der Treue zu ihr, seiner Herrin, bewahrt, auf daß er nicht — so sagt der Sachsenspiegel — „treulos beredet wird und heerflüchtig aus des Reiches Dienst.“ —

Mit kräftiger Gesinnung, mit starkem Willen, dahin gerichtet: den Geist im Dienste und für den Dienst der Wissenschaft auszubilden, soll daher das Universitätsleben begonnen werden. Kinder werden ihr zugeführt, jedoch auch sie schon von ihr gewonnen; Jünglinge aber eilen ihr entgegen und werden freudig von ihr empfangen; gern schließt mit ihnen sie Bündniß; Männer will sie aus ihnen bilden, nicht an Jahren, das ist Aufgabe der Natur — Männer an Wissen, an Character, an Willen, an fester Gesinnung.

Ja, meine Freunde, die Wissenschaft ist Sache der Gesinnung, sie ist Sache des Willens. Darum kommt für ihr Gedeihen in unserm Vaterlande auf Ihre Gesinnung, auf Ihren Willen, Ihren Eifer Alles an. Daß die Wissenschaft diesen Eifer, daß sie Ihre Liebe verdient, habe ich bisher Ihnen ans Herz zu legen mich bemühet. Aber ein Andres wollte ich noch; nähren wollte ich in Ihrer Brust einen edeln Stolz, anspornen einen verdienstvollen Ehrgeiz, beleben ein inneres Bewußtseyn Ihres eignen Werthes. — Oder ist es Ihnen etwa unbekannt, welche eine Macht, welche eine Bedeutung Sie für die Wissenschaft haben? Wissen Sie, wer gute Lehrer bildet? wissen Sie, an wen der Flor, der Glanz, der Ruhm unsrer Universität geknüpft ist? wissen Sie, durch wen die Wohlfahrt unsres Vaterlandes bedingt ist?

Wahrlich, weit hin ich entfernt zu glauben, ohne eignes Arbeiten und großes Bemühen könne je ein Lehrer seinem Berufe genügen; er muß zuerst seine Pflicht an sich selbst gethan haben, um lehren zu können, der eigne Verstand muß von dem Lichte der Wissenschaft erleuchtet seyn, er muß selbst brennen, um zu entzünden — *qui non ardet, non incendit* — klar und unverrückt muß er sein Ziel vor Augen haben, damit er nicht, dem Pentheus gleich, zwei Sonnen und zwei Theben sieht. Wenn also er an sich gethan, dann ist er mit seiner Wirksamkeit nicht bloß, sondern selbst für seine Ausbildung an seine Zuhörer gewiesen. Glücklich, wenn er Jünglinge findet, die von wissenschaftlichem Geiste befeelt, mit ihm gemeinschaftlich zu gleichem Zwecke arbeiten; sie sind es, die ihn beleben, sie sind es, welche die Fülle der Gedanken in ihm hervorrufen, sie sind es, die ihn stets von Neuem für die Wissenschaft begeistern; jedes andere Gut, er könnte es entbehren, ja selbst in Ungemach und Leid wären die Stunden, die er im Kreise solcher jungen Männer verlebt, der süßeste Trost. Denn „*offenkundig ist's*“ — wie der heilige Ambrosius sagt — „*daß die Tüchtigkeit der Schüler Freude zugleich und Tüchtigkeit des Lehrers ist.*“ *Manifestum est, quod discipulorum perfectio, gaudium et perfectio magistri est.* — Möchten Sie es fühlen, meine Freunde, ein wie schönes Band die Wissenschaft unter Männern und Jünglingen knüpft; denn die Einen sind zum Zeugnisse, die Andern zum

Troste, zum Lehramt die Einen, zur Erwählung die Andern. *Pulera copula seniorum atque adolescentium; alii testimonio, alii solatio sunt, alii magisterio, alii delectationi.* —

Aus welchem Grunde haben — stell' ich die Frage weiter — erlauchte Fürsten die Universitäten gegründet, und sie mit reichlichen Mitteln bewidmet? aus welchem Grunde pflegen mit größter Sorgfalt Regierungen diese Lehranstalten? warum wird bei Bestellung von Lehrern streng die Auswahl getroffen und so viele Rücksicht auf Kenntniß und Tüchtigkeit genommen? Geschieht dieß nicht Alles, um den Unterricht der Jugend gedeihen zu machen? Alles wird von dem Staate aufgewendet, um solche Männer dereinst in seinen Dienst aufnehmen zu können, welche durch die Universität eine gründliche Bildung erlangt haben. In anderm nicht, in diesem Verhältnisse jedoch sind auch wir, als Lehrer, das Mittel zum Zweck, Sie dagegen, meine akad. Fr., sind es, deren wissenschaftliche Bildung zu Ihrem und des Vaterlandes Wohl beabsichtigt wird.

Ist also die Wissenschaft selbst eine Dienerin des Staats? — Die Wissenschaft dient Gott und der Wahrheit, der Kirche und dem Staate, der geistlichen und weltlichen Ordnung; selbst ist sie ein Königthum, der durch die Wahrheit erleuchtete Menschegeist durchdringt Alles, herrscht über Alles und indem sie die von ihr Gebildeten zur Mitherrschaft beruft, verleihet sie ihrem Reiche den Character einer Aristokratie. Hier gilt aber nicht Adel der Geburt, hier gelten nicht große Verdienste der Väter, hier gilt nicht Reichthum, hier gilt allein das eigne Verdienst: sich durch Bildung des Geistes emporgeschwungen zu haben, und Keiner, der jenes sich erworben, bleibt ausgeschlossen. — Auf dem Markte saß des Euripides Mutter und bot Früchte feil, von einer armen Hebamme ward Sokrates geboren, eines Flötenspielers Sohn war Pindar und Demosthenes verlebte die Tage seiner Kindheit in der Schmiedewerkstatt seines Vaters.

War dieß ein Hinderniß für ihre Größe?

Indem aber die Wissenschaft gerade mit ihrer aristokratischen Verfassung die Ordnung des Lebens fördert, nimmt der Staat in ihr das wahre geistige Element in sich auf. Er ruft sie nicht zu seinem Dienste, sondern in der Weise nimmt er sie auf, daß er ihr die Herrschaft über den Geist der Unterthanen, die Heranbildung derjenigen kräftigen Gesinnung überläßt, die ihm allein die Gewähr der Ordnung ist. Man sage nicht, zuviel sey damit der Wissenschaft gegeben und ihr ein Gebiet eingeräumt, welches das der Kirche ist. Die Kirche will auch die Wissenschaft und was die Kirche lehrt, ist der Wissenschaften höchste. —

Für Sie also, meine Freunde, besteht die Universität; an Ihre Gesinnung ist der Flor derselben geknüpft. Sie, welche jetzt von uns die Tradition der Wissenschaft empfangen, sind gleichsam die Depositare derselben. Nach alter Schöffen Art weisen wir, was unsere Väter auf uns gewiesen. Aber wie das Recht in stets lebendiger Entwicklung vorwärts schreitet, so und noch mehr die Wissenschaft. Wenn wir daher uns rühmen dürfen, im Wissen Fortschritte gemacht zu haben und weiter, denn unsre Väter vorgegangen zu seyn, so dürfen auch Sie Sich nicht mit der Ueberlieferung begnügen. Nicht bloß Sich Selbst sollen Sie ausbilden, fortarbeiten sollen Sie an dem großen Bau der Wissenschaft, eifrig wirken für deren Gedeihen in unsrem Vaterland, damit auch Sie dereinst mit Sthenelos bei Homer ausrufen können:

Das ist unsere Zier, weit besser zu seyn, denn die Väter.

*Ἡμεῖς τοὶ πατέρων μὲν ἀμείωνες εὐχομεσ' εἶναι.*

Auf Sie also, meine Freunde, ist nicht bloß die Hoffnung Ihrer Lehrer, auf Sie ist die Hoffnung des ganzen Vaterlandes gerichtet.

Darum seyn Sie eingedenk des Eides der Jünglinge von Athen\*), welche schwuren:

„Ich will niemals die heiligen Waffen schänden, noch den Nebenmann verlassen in der Schlachtordnung, sondern vertheidigen die Tempel und Heiligthümer, allein und mit vielen und —:

Alles aufbieten, um das Vaterland nicht geringer zu hinterlassen, als es von den Vorfahren überliefert worden.“

Haben Sie ihn vernommen den Schwur?: nicht geringer das Vaterland zu hinterlassen, als es von den Vorfahren überliefert worden.

Worin besteht aber die Größe des Vaterlandes?

Durch die Gesinnung, durch die intelligente und moralische Kraft seiner Unterthanen, nicht durch deren physische und numerische Stärke wird ein Staat mächtig und groß.

Nicht gewaltige Armeen, auf die man sich so oft mit Stolz berufen, geben einem Reiche die Gewähr für seinen Bestand; von wenigen Tapferen ward schon manches große Heer geschlagen. Der Geist, der in dem Volke lebt, die durch die Wissenschaft verbreitete wahre Aufklärung und Intelligenz, die Erleuchtung und Weisheit derer, welche die Zügel der Regierung lenken, das ist's, was die Fundamente des Staats mit starkem Band zusammenhält.

\*) Vergl. v. Lasaulx, der Eid bei den Griechen, S. 17.

Darum aber ist jeder wahrhaft gebildete Mann wegen des unberechenbaren Einflusses, den er auf die Gesinnung übt, für einen Staat ein Zuwachs an politischer Macht!

Wie?! meine Freunde, wenn wir Alle, die wir misammen die Wissenschaft betreiben, von der Gesinnung beseelt wären, daß wir ihr die ganze Kraft unseres Geistes widmeten? wenn wir Alle, eidesgetreu, die Einen im Lehren, im Lernen die Andern, durch die Wissenschaft dem Vaterlande dienen!

Welch' edle Verschwörung wahrer Patrioten!

Groß ist Bayerns Name in der Geschichte, uralt seine Wichtigkeit im Reiche, ächt deutsch sein Stamm! Jahrhunderte zuvor, ehe noch auf andre deutsche Länder die ersten Strahlen der Morgensonne fallen, steht Bayern schon als Schutz und Schirm des deutschen Reiches da. Von allen deutschen Stämmen ward ihm zuerst in Ludwig, Karls des Großen Enkel, der Deutsche zugenannt, das Königthum zu Theil; an Bayerns Gränze brach sich der Slaven Macht und kein anderes Fürstenhaus, selbst die Welfen nicht, ist so lang, so innig und so treu mit seinem Volk vereint, als der Wittelsbacher Stamm. — So groß und edel die Fürsten, so tapfer das Volk, so ist es doch unserm Vaterlande nicht beschieden, in fernen Welttheilen Länder zu erobern; es ist ihm nicht beschieden, knechtend andern Völkern den Fuß auf den Nacken zu setzen. Nicht tragen Flotten unsere Herrschaft über den wogenden Dzean, nicht wehet unsere blau und weiße Fahne am Ganges und am La Plata Strom.

Dennoch sagt das Sprüchwort:

„Die Edelleut' im Bayerland sagen so weit, als sich das Blau des Himmels erstreckt.“

D machen wir dieß wahr! Die wissenschaftliche Aristokratie darf streifen und jagen, sie darf herrschen, so weit das Erdenrund reicht. „Kein Müller hat Wasser, kein Schäfer hat Weide genug“. Lassen Sie auch uns unersättlich seyn; kein Gebiet der Wissenschaft bleibe von Bayerns Jugend undurchforscht und von den Erobern werde überall, so weit das Blau des Himmels sich erstreckt, das Blau und Weiß, auch unsre Farbe, aufgesteckt.

Kein Gebiet der Wissenschaft bleibe von Bayerns Jugend undurchforscht. Da sehe ich vor mir eine große Zahl der jungen Männer, auf welche Bayern für seine Zukunft hofft. Viele von Ihnen bereits entschieden dem einen oder andern Gebiete der Wissen-

senschaft zugewendet, Viele zu dieser Wahl sich vorbereitend. An diese unter Ihnen, an diese meine jüngeren akademischen Freunde, richte ich noch besonders und zuerst mein Wort, und bitte Sie:

Geben Sie Sich mit allem Eifer, ja mit aller Liebe, deren Sie fähig sind, denjenigen Wissenschaften hin, deren Inbegriff den Namen führt, in welchem selbst sich Liebe schon und Wissenschaft vereint; denn vor Pythagoras, so wird erzählt, ward diese *Sophia*, seit ihm *Philosophia* genannt. — Auch wird wahr und treffend von Cicero bereits Ihre Beschäftigung mit dem Ausdrucke *Studia humanitatis*, sonst auch *Humaniora* bezeichnet, weil sie den Menschen recht eigentlich zum Menschen, d. h. gebildet, edel machen soll, damit er im Stande sey, mit Ehren und mit wahrer Menschenwürde die Stellung, welche ihm im Leben beschieden ist, einzunehmen. Nie wird es Sie gereuen, Sich einen reichen Schatz wissenschaftlicher Wahrheiten und eine solche Bildung angeeignet zu haben, welche allein den Mann befähigt, einer für sich und Andre ersprießlichen Wirksamkeit sich zu erfreuen.

Sie aber, m. Fr., welche bereits hinüber getreten sind zu dem Studium der Heilkunde, gedenken Sie der ernstern Pflicht, zu welcher Sie Sich vorbereiten; gedenken Sie der großen Gewalt, die Ihnen, als Aerzten dereinst zu Theil werden soll. Sie werden die Herren über Leben und Tod, Sie befehlen und Ihrem Worte wird gefolgt, ja göttliches Gebot schreibt den Gehorsam gegen Sie vor. Wer aber zu solcher Macht, die mit solcher Verantwortlichkeit gepaart ist, emporsteigen will, muß sich im Voraus an strenge Pflichterfüllung gewöhnt und ernst in der Wissenschaft geforscht haben, damit er nicht roher Empirie dereinst verfallt. Der Eid, welchen des Hippokrates Schüler ihrem Meister geschworen \*), den leisten Sie, was darin die Ausübung der Heilkunde als solche betrifft, der Wissenschaft und Sich: daß Sie keusch und rein bewahren werden Ihr Leben und Ihre Kunst. „In welches Haus ich auch eingehe“ — so lautet wörtlich der Schluß — „will ich's zum Nutzen der Kranken thun, fern von jedem wissentlichen Unrecht und jeder Verführung. Und was ich in und außer der Krankenbehandlung im Leben der Menschen sehen und hören werde, das nicht ausgeplaudert werden darf, darüber will ich Stillschweigen beobachten und es als Geheimniß betrachten. Wenn ich diesen Eid gewissenhaft halte und nicht verlege, dann möge mir Glück und Heil zu Theil werden im Leben und in

\*) Casaux a. a. D. S. 34.

der Kunst, geachtet bei allen Menschen immerdar: handle ich aber dem Eide zuwider und werde eidbrüchig, das Gegentheil.

Doch wer unter Ihnen Allen steht mir näher, als Sie meine Freunde, welche Sie Sich der Wissenschaft des Rechts gewidmet haben. Erkennen Sie diese in ihrer ganzen Schönheit und Würde; sie ist die Wissenschaft der Ordnung; auf dem Rechte beruht und durch das Recht besteht die menschliche Gesellschaft, für die das Recht ein wunderbares, göttliches Band ist. Auf dem göttlichen Fundamente des Rechts begegnen sich Geschichte und Philosophie; lassen Sie Sich an deren Hand leiten, lassen Sie Sich zeigen, wie das Recht geworden und wie es mit den höchsten Prinzipien der Gerechtigkeit übereinstimmt. Entziehen Sie Sich nicht dem wohlthätigen Einflusse, den billig das Rechtsstudium auf den Charakter ausüben sollte, denn Nichts sollte mehr die Ruhe und Gediegenheit des Urtheiles überhaupt befördern. Aber selbst auf dem Fundamente des Rechtes stehend, werden Sie von Sich weisen jedes Treiben, das die Ordnung des Staates stört, werden Sie, zum Beispiele für Andere, Ihre Kraft darin zeigen, daß Sie streng und gewissenhaft nicht bloß den Buchstaben der Gesetze, sondern auch deren Sinn erfüllen. Aber eben so werden Sie auch bewahrt bleiben vor jenem servilen Treiben, welches den Mann verunehrt. Das Recht fordert Gehorsam gegen die Obrigkeit, es fordert Achtung und Ehrfurcht vor den Vorgesetzten, nicht aber daß man aus menschlicher Rücksicht und Furcht das Recht verlege. Wer mich bewegt vom Rechte abzuweichen, verachtet mich und führt an seinen Sklavenketten mich herum. Nur im Rechte ist wahre Kraft und Freiheit!

Aber auch Sie, m. Fr., welche Sich dem Dienste der Kirche widmen, werden aus meinem Munde ein Wort für Sie vernehmen wollen. Was die Kirche in Betreff der Wissenschaft von Ihnen fordert, hab' ich zuvor bereits berührt. Allein sie fordert mehr, unendlich mehr von Ihnen, ja sie warnt, daß Sie über der Wissenschaft nicht Ihren höheren Beruf aus dem Auge verlieren. Erinnern Sie Sich daran, daß Sie der auserwählten Schaar des Priesterthumes beigezählt werden wollen, daß der Clerus darnach den Namen trägt, daß sein Loos: der Herr geworden. — „Weß Antheil aber der Herr ist, kann“ — mit den Canones zu reden — „außer dem Herrn Nichts haben, denn mit Gold und Silber wird der Herr nicht sein. Die Entsagung des Familienlebens, die Trennung von dem Liebsten, um Gott sich hinzugeben, das ist die wahre Flucht des Priesters“. —

Und nun wende ich mich zum Schlusse nochmals an Sie Alle, meine Commilitonen! Die Liebe zu Ihnen, die Liebe zu der Wissenschaft, die Liebe zu unserm Vaterlande hat mir

meine Worte eingegeben. Für Sie habe ich dieselben in dem Wunsche gesprochen: was aus dem Herzen kommt, möge mit dem Herzen aufgenommen werden; darum mein aufrichtiges Verlangen, es zu vermögen, Ihnen nicht bloß Wärme, sondern einen heißglühenden Eifer für die Wissenschaft einzusflößen.

O könnte ich wie Cicero vor Ihnen stehen, könnte ich mit dem Strome seiner Beredsamkeit zu Ihnen sprechen, wie wollte ich in Sie dringen, daß Sie, nicht wie Cäsar einem Todseinde vergeben, nein, daß Sie die freundlich dargebotene Hand der Wissenschaft, als einer treuen Begleiterin durchs ganze Leben, freudig ergreifen.

O könnte ich wie Jener vor Ihnen stehen und mich selbst, wie Er, für die Wissenschaft begeistern, es würde auch mich nur wenig Worte kosten, wie Er dem Archias in Rom, so der Wissenschaft bei Ihnen, in Ihrem Herzen, das Bürgerrecht zu gewinnen.

Ständen diese Gaben mir zu Gebote und würde ich dann mit ihm Sie fragen: sollen wir die Wissenschaft nicht lieben? sie nicht bewundern? nicht auf alle Weise für sie streiten? nicht durch sie die Macht und Ehre unsres Vaterlandes mehren? Dann, ja dann würde gewiß auch in Ihrem innersten Herzen der Eidschwur der Jünglinge Athens als Antwort ertönen:

Wohlan! Alles will ich aufbieten, um das Vaterland nicht geringer, ja größer, zu hinterlassen, als es von den Vorfahren überliefert worden. —

Ich habe geredet. —